

Inhalt

Reisen jenseits des „lonely planet“	7
--	----------

Teil 1: Bolivien

Auf dem Altiplano	10
Salzwüsten, Minen und Vulkane	

Die Seele der Anden	35
Am Titicacasee	

Geister in Aucapata	48
Ganz weit weg vom Schuss	

Parasiten in der Pampa	64
Tierbeobachtungen in Rurrenabaque	

Fünfunddreißig verschiedene Grüntöne	77
Im Madidi-Nationalpark	

Dem Mohrenkaiman auf der Spur	89
Biologen sind komische Wesen	

Teil 2: Zwischen Orinoco und Amazonas

Täler aus purem Bergkristall	101
Auf den Tepui-Tafelbergen	

Manaus zu Beginn der Regenzeit	118
Die Urwaldkönigin	

Auf dem Fluss	125
In der Hängematte auf dem Amazonas	

Guyana? Suriname? Trinidad?	137
Kennt man diese Länder?	

Teil 3: Ungewöhnliche Reiseziele

El Brujo – Die Pyramide des Zauberers	154
Erdhügel in Nordperu	

Wolkenmenschen und Nebelkrieger	161
In der Chachapoyasregion	

Pablo, Paisa, Presidente	183
Ein Familienausflug nach Medellin	

Rapa Nui	194
Die Osterinsel, einsamster Ort des Planeten	

Reisen jenseits des „lonely planet“

Die beiden Männer, denen ich dieses Buch gewidmet habe, kenne ich nicht persönlich, und beide wissen nicht einmal, dass ich existiere.

Warum dann die Widmung?

„Bei der Leserschaft wurde Chatwin durch seine plastischen Beschreibungen fremd wirkender Umgebungen populär. Auch seine große, mit kulturkritischer Tendenz artikulierte Begeisterung für das Nomadentum – er hielt sich selbst für einen Nomaden – faszinierte viele Leser“

wikipedia über Chatwin

Bruce Chatwin war, vor seinem sehr frühen Tode, ein genialer Reiseschriftsteller. Er hat nicht die Sehenswürdigkeiten beschrieben, sondern das Reisen. Auch wenn er ein Ziel hatte, so war sein Ziel nie das Ankommen an einen bestimmten Ort, sondern das Reisen als Selbstzweck. Die Art und Weise, wie er Menschen beobachtet, Lebensumstände beschreibt, sind umwerfend. Das ist schon mal ein guter Grund für eine Widmung. Und dann ist da noch sein Falke, sein Motiv, das immer wieder auftaucht: Nomadismus. Unruhig sein. Getrieben sein. Zu suchen ohne zu wissen was man sucht. Oder zu finden, ohne gesucht zu haben. Ein Motiv um zu leben?

Wenn man mich fragt, welches der schönste Ort der Welt ist, dann kann es da nur eine Antwort geben: Das Abfluggate eines Flughafens.

Tony Wheeler, legendärer Gründer des „lonely planet“

Tony Wheeler reiste 1972 mit seiner Frau auf dem Gringo-trail von England durch ganz Asien nach Australien. Seine Erlebnisse veröffentlichte er als „Across Asia on the cheap“. Angeblich entstand dieses Werk in einer kleinen chinesischen Herberge in Singapur. Das war die Grundlage für den „lonely planet“, den Backpacker-Reiseführer. Dank Reiseführern dieser Art traut man sich als Reisender überall hin. Und noch ein Stück weiter.

Acht Jahre habe ich inzwischen in Lateinamerika verbracht, dabei sechzehn Länder bereist, als Lehrer in La Paz und Bogotá gearbeitet, mein erster Sohn kam in Bolivien, der zweite in Kolumbien auf die Welt.

Die Begeisterung für diesen Kulturkreis möchte ich teilen, weitergeben, animieren zum selbst reisen. Und zwar weiter zu reisen als der Reiseführer. Reisen dorthin, wo es keinen lonely planet mehr gibt. Oder wo er einem nicht mehr wirklich weiter hilft. Peru ist voller phantastischer Ruinen. Aber die wenigen bekannten Ruinen sind so extrem überlaufen, dass die Hälfte des Spaßes schon wieder flöten geht. Amazonien ist vor allem grün und vor lauter Wald sieht man meist nicht einmal Tiere. Trotzdem ist ein Reisen durch den Regenwald ein unglaubliches Erlebnis. Der Titicacasee und das Altiplano sind schöne Landschaften, aber einmalig wird das Reiseerlebnis erst dank der Geschichten, Legenden, Feste und was es da noch alles Interessantes gibt.

Südamerika muss man entdecken wollen, der Kontinent will erarbeitet werden. Viel Spass dabei.

„Jede Reise beginnt im Kopf und bleibt auch während des Unterwegsseins eine Reise ins Innere. Denn während man Distanzen zurücklegt, Begegnungen macht, vergleicht man ohne Unterlass die Realität mit der Vorstellung, das Tatsächliche mit den Erwartungen. Wenig verwunderlich also, dass zwei Menschen niemals die selbe Reise machen – selbst wenn ihre Reiserouten identisch sind.“

aus „GEO – Magische Orte“

Teil 1: Bolivien

Auf dem Altiplano

„Diese an Prunk- und Verschwendungssucht krankende Gesellschaft Potosis hinterließ Bolivien nur die vage Erinnerung an ihren Glanz, die Ruinen ihrer Gotteshäuser und Paläste und acht Millionen Leichen von Indianern. In unseren Tagen ist Potosi eine arme Stadt im armen Bolivien: „die Stadt, die der Welt am meisten gegeben hat und am wenigsten besitzt“, wie mir eine alte Frau in Potosi [...] sagte.“

Eduardo Galeano, der Kulturauteur aller Eine-Welt-Aktivist*innen und Südamerikafans, in seinem bekanntesten Werk „Die offenen Adern Lateinamerikas“. Angeblich wurden den Silberminen Potosis rund um den Cerro Rico so viel Edelmetall entrissen und von den Spaniern geraubt, dass man damit eine Brücke über den Atlantik bis nach Sevilla hätte bauen können. Angeblich waren die Bordsteine Potosis teilweise aus purem Silber.

„Wir können wohl behaupten, dass jeder Teil der Welt bewohnbar ist, und seien es Salzseen“

Charles Darwin nach einer Exkursion in den Anden

Alles fing mit einem absurden Foto an. Im Bildband „Das Schweigen am Silberfluss“ aus der Geo-Bibliothek zeigt eine absurde Szenerie in Llallagua, einem Minenort

in den bolivianischen Anden, zwei Aymarafrauen in voller Tracht beim Löffeln ihrer Suppe in einem einfachen Restaurant. Ihre Aguayo-Tragetücher noch fest auf dem Rücken, die schmutzigen Indigenahüte auf dem Kopf, konzentriert auf jeden Löffel Suppe. Der gesamte Hintergrund erfüllt von einer etwas angeblichen Fototapete, es dürfte Polynesien sein. „Eine Fototapete nährt den Traum von Wärme und Luxus in Llallagua. Die beiden Frauen erzählen, sie seien in ihrem Leben noch nie unterhalb von 3000 Metern gewesen“

Als mir Monate später mein Freund Dieter davon vorschwärmt, dass er unbedingt mal die „Siglo XX“-Mine in Llallagua sehen muss, den Ort, an dem die „heilige“ Domitila de Chungara ihr Leben erleiden musste, war klar, wo unsere Jeptour hingehen würde. Und zufällig, naja, es war fast zu erwarten, landen wir beim ersten Abendessen genau vor jener polynesischen Fototapete in eben jenem einfachen Restaurant.

Es war ein Jahr, nachdem Dieter und ich unsere aktive Zeit in Bolivien beendet hatten. Beide waren wir jahrelang als Lehrer an der Deutschen Schule in La Paz beschäftigt, beide etwas frustriert, dass wir in unserer geliebten Andenmetropole nicht mehr lebten und arbeiteten. Die Entzugserscheinungen nach Bolivien waren entsprechend groß. Also ab in das Altiplano.

Wenn ich in meinen Jahren in La Paz einen entscheidenden Fehler gemacht habe, dann war es der, keinen Jeep gekauft zu haben. Klar, als Backpacker sind einem die eigenen vier Räder absolut zuwider. Allein das Reisen in öffentlichen Verkehrsmitteln, die Enge, die Gerüche, der Schweiß, der Fußkäse, alles, was man an Menschen riechen kann nimmt man wahr. Das Warten auf die Ver-

kehrsmittel gibt einem die nötige Muße, auf die Mitreisenden einzugehen. Gespräche entwickeln sich. Was ist da im Vergleich dazu diese Blechschachtel, die einem fast komplett abschließt gegen alles was drum herum ist? Trotzdem, gerade die wirklich entlegenen Regionen lernt man mit dem Fourwheel-Gefährt ganz anders kennen, anders intensiv.

Aber dieses Mal hatten wir uns ja einen Jeep ausgeliehen. Wenige Kilometer hinter El Alto dann der erste Stopp an einem improvisierten Parkplatz: Wie gigantisch der dreizackige Illimani, Charakter- und Hausberg, dasteht. Die Silhouette von La Paz wirkt davor wie die einer Puppenstadt. Daneben der ganz flache und abgeschnittene Mururata. Ich muss an die Aymarasage denken: Vor langer Zeit, in der Zeit der Vorväter, stand der Illimani, edel mit seinen drei Zacken, im Schatten des noch größeren Mururatas. Und das ärgerte ihn. Es ärgerte ihn sogar so gewaltig, dass er eines Tages voller Wut ein Schwert packte und mit Wucht dem Mururata die Spitze abschlug. Erfüllt von Freude stellte er fest: Der Nachbarberg ist jetzt kleiner als ich. Was er nicht bedachte, war die abgeschlagene Spitze: Sie flog über eine weite Strecke und knallte auf das Altiplano. Da steht sie nun, in Form des Vulkanes Sajama an der chilenischen Grenze. Und dieser Sajama ist immer noch größer als der neidische Illimani. Aber der Mururata ist deshalb so flach und ohne Spitze.

Es ist genau solch eine Stelle, an der man nur mit eigenem Gefährt stehen bleibt. Ein Challa-Platz, also so eine Art Open-Air-Altar in den Weiten des Altiplano. An fünf Ständen stehen Aymarapriester herum, jeweils mit einigen Familienangehörigen. Die wahrscheinlich selbsternannten Priester sorgen mit ihren Zeremonien für Glück im Straßenverkehr. In abenteuerlich schmutzige Gewän-

der gehüllt, die obligatorische bunte Chulumütze auf dem Kopf, Gesicht und Hände wettergegerbt, ein Backen jeweils wie aufgebläht mit Cocablättern und eine unglaubliche Alkoholfahne. Wir nehmen die Dienste von Jhon Mamani in Anspruch. Er zündet einige Hölzchen an, schwenkt diese im Wind und hält sie in verschiedene Himmelsrichtungen. Beißender Rauch von feuchtem Holz qualmt. Danach werden Cocablätter geworfen. Etwa 20 getrocknete Blätter in die zur Höhle geformten Handflächen. Die Hände auf und ab geschüttelt. Die Blätter rieseln auf den Boden. Ein Teil davon wandert in seinen Mund. Einige schiefe und cocagrüne Zähne lachen uns an. Die kleine Plastikflasche mit medizinischem Alkohol, den wir ebenso wie die Cocablätter bei seiner Frau kaufen mussten, wird jetzt geöffnet. Zuerst ein Spritzer auf die Erde, für die Pachamama, die Mutter Erde. Dann im Mund gurgeln, vielleicht nicht nur Gurgeln, und in verschiedene Himmelsrichtungen spucken. Der Arme kann einem leid tun, der wird ja richtig berufsmäßig zum Trinker. Und natürlich die Geldspende am Ende der Zeremonie. Pachamama möge uns schützen auf unserem Weg.

Wenige Stunden in der Unendlichkeit, Straßen wie aus amerikanischen Roadmovies, in über 80 Kilometern Entfernung blinzelt uns der Vulkan Sajama an der chilenischen Grenze an. Über Oruro geht es nach Cala Cala, unserem ersten Ziel.

Cala Cala ist ein unbedeutendes Dorf, dort wo das Altiplano langsam zu Ende ist und die Ostkordillere beginnt. Die Landschaft ist wild und unberührt. Der Campesino beackert hier seine Felder noch mit seinem wertvollsten Besitz, einem Ochsen. Und auch wenn es so scheint, als ob die Äcker aus mehr Steinen denn aus

fruchtbarer Bodenkrume bestehen: Offensichtlich wirft das Land genug ab, in vielen Regionen Südamerikas wirken die Menschen wesentlich ärmer als hier. Am Staubplatz vor der Kirche halten wir an, um den Señor Llaverro, den Inhaber der Schlüssel, zu suchen. Bemerkenswert schnell taucht er auf und ohne ein Zögern begleitet er uns zur archäologischen Stätte, derentwegen wir eigentlich hier sind. Unter einem überhängenden Felsen wurden vor zwei- oder dreitausend Jahren Lamas, menschliche Gestalten, sogar ein Puma mit roter, schwarzer und weißer Naturfarbe gemalt. Urzeitliche Picassos, eine eindringliche, klare und wunderbare Kunst. Ein Bekannter von uns, Matthias Strecker aus La Paz, ein in Bolivien hängen gebliebener Lehrer, ist Vorsitzender der Sociedad de Investigación del Arte Rupestre en Bolivia. Hinter diesem etwas umständlichen Namen verbirgt sich eine tolle Organisation: Die SIARB untersucht und schützt Arte Rupestre, also Felszeichnungen, Felsbilder, Ritzungen. Native Kunst im ursprünglichsten Sinne. Und gerade diese Stelle in Cala Cala wurde von der SIARB aufwendig geschützt. Man kann es drehen und wenden wie man will, aber viele Indigenas sind hoffnungslose Kunstbanausen. Wie soll man ihnen das auch verdenken: Wenn man nur wenige Jahre die Chance hatte, eine Schule zu besuchen, wenn man ums tägliche Überleben kämpft, in solchen Lebensumständen interessiert man sich nicht die Bohne für abstrakte Tierbilder.

Am Ende der Besichtigung zahlen wir und wollen als Quittung unser Ticket. „No señor, no tengo“. Na gut, ohne Ticket keine Bezahlung. „Señor, unten im Ort hätte ich vielleicht noch welche“. Das alte Schlitzohr weiß ganz genau, dass wir durch die Berge nach Llallagua wollen und natürlich nicht wieder ins Dorf zurück fahren.

Er kann auch ruhig sein Trinkgeld haben, aber eigentlich ist das Geld ja zum Schutz der archäologischen Stätte bestimmt...

Dieter hat es immer noch nicht gelernt: Er fragt schon wieder „ist das der Weg zur Straße nach Llallagua“. Die Leute sagen darauf doch immer ja, egal ob sie es wissen oder ob nicht.

Beim nächsten am Wegesrand stehenden Lamahirten versuche ich meine Variante: „Wohin geht dieser Weg?“ „Por alli“ – dorthin. „subiendo la colina“ – den Hügel hoch. Na so genau wollten wir es gar nicht wissen.

Irgendwann geht es nicht mehr höher, der Höhenmesser zeigt 5000 Meter an. Wir haben den höchsten Punkt der Piste erreicht. Auf dem Bergkamm stehen einige Steinhüttchen rum. Das schaut interessant aus. Als wir stehen bleiben und uns den Hüttchen nähern, sehen wir zwei Männer, gebückt, mit Werkzeug. Das sind Bergleute, Mineraliensucher, die auf eigene Faust was auch immer suchen. Ob denen unsere Anwesenheit genehm ist? Für solche Situationen habe ich seit Jahren immer eine Schachtel Marlboro, Symbol von Freiheit und von Amerika, mit dabei. Und hier im Hochland immer auch ein Tütchen mit Cocablättern. Die wir schon seit Stunden fleißig am kauen sind, das vertreibt wirklich die bohrenden Kopfschmerzen der dünnen Höhenluft.

Die beiden Mineros sind unglaublich freundlich, nehmen Zigaretten und Coca-Blätter nur zu gerne an. Die langweilen sich bestimmt tierisch hier oben, graben in aufgelassenen Stollen nach Mineralien mit Zinn- und vor allem Wolframbestandteilen. Sie zeigen uns ihren Stollen, oder besser gesagt ihr Loch, ihre primitiven Werkzeuge, ihre Tagesausbeute. Ob die hier auch wohnen und schlafen?

„Nein Señor, nur ab und zu. Wir schlafen unten im Ort. In Negro Pabellon. Dort ist unsere Familie.“ Unten ist gut gesagt, für einen Ort auf 4700 Metern Höhe. Dies ist einer von duzenten aufgelassenen Minenorten, ein kleiner Vorgeschmack, was uns in Siglo XX erwartet: Alles wirkt so überdimensioniert, Gemeinschaftshäuser, Fabrik zur Metallverarbeitung, Bergleutesiedlungen, Wasserstellen, eine Grundschule ohne Schüler, eine kleine Bahn mit Draisinen. Und alles aufgegeben. Einige der Bergleute wussten nach Ende der regulären Förderung nicht wohin, vielleicht sind sie seit ihrer Kindheit hier. Und so haben sie es sich, so weit das halt geht, bequem gemacht in den Resten von damals. In einem Ort am Ende der Welt, ohne medizinische Versorgung, ohne Laden, ohne jeden Verkehrsanschluss. Die Bergpiste packen wir ja gerade so mit unserem Vierradantrieb. Also bis zum nächsten, was man andeutungsweise Zivilisation nennen kann, zwei Tagesmärsche. Ist das hier das Ende der Welt? Gemütliches Leben in einer Geisterstadt.

Eine Stunde später kommt dann Santa Fe, ein Ort, der die Bezeichnung Ort verdient, mit Schule, Medizinposten, Kirche. Danach wieder nichts, für zwei Stunden querfeldein, durch wunderbare Felslandschaften, auf Pfaden, manchmal fragen wir uns, ob das auch ein Ende hat?

Wie aus dem Nichts taucht eine etwas ausgebaute Schotterpiste auf, keine Schilder, niemand zum Fragen da, nach links oder rechts? Wir haben das beste verfügbare Kartenmaterial, es ist ein ungenaues Phantasiepapier. Was bringt da das beste GPS-System, wenn die Karte Müll ist? Instinktiv haben wir uns für die richtige Richtung entschieden, sind wirklich froh über den korrupten Polizisten an der Schranke am Ortseingang von Llallagua. Wir zahlen kein Schmiergeld und die Schranke geht

nach einigem hin und her doch hoch. Was hätte er auch machen sollen? Mit welcher Begründung uns nicht passieren lassen?

Einer meiner eindringlichsten Altiplanotage geht zu Ende. Und heute muss ich, der überzeugte Backpacker, wirklich zugeben: Ohne Jeep hätte es diesen Tag so nicht gegeben. Eine Sache, die mir in den darauffolgenden Tagen noch oft durch den Kopf geht.

Llallagua ist eine Arbeiterstadt, die über Jahrzehnte als „rotes Dorf“ oder als „Kommunistenhochburg“ bekannt war. Beim Gang durch die Straßen sieht man Menschen, die geprägt sind von harter körperlicher Arbeit und vom extremen Hochlandklima: Wolkenlose intensivste Sonnenstrahlung am Tag, schneidende Eiseskälte in der Nacht und eine durchdringende feuchte Kälte in der sommerlichen Regenzeit. Es herrscht ein geschäftiges Markttreiben, das Denkmal von Che Guevara vor der Bergbauuniversität und die Arbeiterdenkmäler strahlen postsowjetischen Charme aus.

Um Llallagua zu verstehen, muss man sich auf drei Eckpunkte einlassen: Da ist Domitila de Chungara, die halbheilige Indigenafrau, Menschenrechtsaktivistin, so etwas wie die Riguberta Menchu Boliviens. Im Gegensatz zu Menchu, der MayaIndianerin und Friedensnobelpreisträgerin aus Guatemala, ist Domitila bei ihren Schilderungen angeblich sehr nahe an der Wahrheit geblieben.

Da ist der Berg, die Mine Siglo XX, ehemals eines der reichsten Zinnvorkommen der Welt. Und schließlich Simon Patiño, der sogenannte Zinnbaron, man könnte ihn auch den Bill Gates seiner Zeit nennen (wobei man sich von letzterem ja erzählt, dass er sein Vermögen inzwischen auch für den guten Zweck einsetzt).